

Papa und ich in Ostpreußen

Tim Schröder, Oldenburg, November 2010

Mein Vater klang merkwürdig ernsthaft, als er mich vor einigen Monaten fragte: „Mein Junge, wann wollen wir denn mal nach Ostpreußen fahren?“ „Mein Junge“, das sagt er immer, wenn viel Gefühl mit dabei ist. Meistens beim Abschied. Die Frage hing schwer im Raum und mir war klar, dass er eigentlich sagen wollte, dass man mit 73 Jahren und drei Bypässen nie weiß, wie lange man eine solche Reise noch machen kann. „Wir fahren dieses Jahr noch“, versprach ich. Ich war mit meinem Vater noch nie allein verreist, und eine Woche mit ihm konnte ich mir nur schwer vorstellen. Mein Vater erzählt gern, aber meist dieselben Geschichten. Ich hatte Angst, dass es anstrengend werden könnte. Aber Ostpreußen, Papas alte Heimat, interessierte mich. Ostpreußen war immer ein Thema. Ich habe die Geschichten hundertmal gehört. Bei jedem Besuch zu Hause, bei jedem runden Geburtstag. In unserer Familie gehörten die Namen Balga, Hermsdorf und Preußisch Holland zu einem Familienfest wie Schweinemedailles mit Blumenkohl und Kroketten. Mein Vater, Tante Gitta, Oma und die Cousinen lachten viel, wenn sie sich erinnerten – Geschichten wie die von Papa, der als Krabbelkind im Kartoffelbeet verschwand und die ganze Familie in Aufruhr versetzte. Die Alten hatten Bilder im Kopf, für mich war Ostpreußen all die Jahre ein graues Nichts und die Orte so sagenhaft und unerreichbar wie im Märchen.

Es sind nur zehn Stunden mit dem Auto. Wir fahren die Nacht durch. In „Deutsch Krone“, 150 Kilometer hinter Stettin tauschen wir. Papa setzt sich ans Steuer. „Deutsch Krone“, das sagt er so ganz selbstverständlich, obwohl die Stadt Wałcz heißt. Gut 65 Jahre nach dem Krieg kann er das nicht bringen, denke ich und schweige. Im Scheinwerferlicht sind die Dörfer so schwarz-weiß wie in meiner Fantasie und an den hell erleuchteten Kreuzungen etwas gelbstichig.

Als die Sonne aufgeht, bekommt Polen endlich Farbe. Am Straßenrand leuchten grellbunte Werbeplakate und knallorange Warntafeln „Kontrola Radarowa“. Wohlklingender kann man vor Radarfallen nicht warnen. Die Orte, durch die wir fahren, sind seltsam vertraut, unverputzte Häuser mit fliegenden Stromleitungen, etwas unaufgeräumt, irgendwie wie in Frankreich. Und dann beginnt Ostpreußen. Zumindest auf der Landkarte, die auf meinem Schoß liegt. Die „Heimatkarte von Ostpreußen“ – mit dem Grenzverlauf von 1921 - ein Reprint. Es war mir etwas peinlich, als ich die Karte vor der Abreise der Verkäuferin im Buchladen auf den Tresen legte; eine Karte ganz ohne polnische Ortsnamen, mit Wappen von Königsberg, Insterburg und Allenstein. Bei einem derart deutschtümelnden Druckwerk hatte ich einen vorwurfsvollen Blick erwartet. Aber die Frau scannte die Karte ganz gelassen ein. Jetzt sind wir da und rollen auf einer massigen Betonbrücke über die Weichsel, die Wisła. Die Weichsel – noch so ein schweres Wort. Weichsel, Warthe, Neiße waren für mich gesichtslose Landmarken, schicksalhafte Linien im Frontverlauf des zweiten Weltkriegs, von denen ich noch nicht einmal genau wusste, wo sie eigentlich liegen. Irgendwo im Osten.

Nun scheint die Sonne über dem Fluss, der breit und ruhig dahin fließt, ursprünglich, unverbaut. Aus einer feuchten Wiese am Ufer steigen Kiebitze auf, eine flatternde, schwarz-weiße Wolke. Wir fahren vorbei an weiten Äckern, die schon abgeerntet und umgepflügt sind. Die schwarze, schwere Erde glänzt. „Ostpreußen war die Kornkammer Deutschlands“,

sagt Papa. Die Weichselniederung ist weit, fast langweilig. Keine Wäldchen, keine Hecken. Im warmen Morgenlicht düstet der Boden die kühle Feuchte der Nacht aus. Plötzlich endet die Asphaltdecke und wir donnern über Kopfsteinpflaster. Der kleine Mazda rappelt wie eine Spardose, und Papa geht vom Gas. „Das ist bestimmt noch von Adolf“, ruft er gegen den Krach an. Ich muss darüber lächeln, wie unbekümmert er den Spruch heraushaut. Die polnischen Autos brausen unbeirrt über die Buckelpiste. Eines nach dem anderen überholt uns. Ein paar Minuten später sind wir in Malbork, Marienburg, der Stadt an der Nogat mit dem „größten gotischen Profanbau des Deutschen Ordens in Polen“. Ich hatte mir die Stadt im Reiseführer angekreuzt, weil das Bild so schön war: die Marienburg mit ihren schweren Backsteinmauern, Türme im rötlichen Abendlicht, davor ein paar alte Ruderboote und friedvolles Schilf.

Wir fahren über die Nogat, und die Marienburg sieht genau so schön aus wie in dem Buch. Die Polen haben sie nach dem Krieg wieder aufgebaut. Papa deutet nach links. Ein Stück flussabwärts quert eine Eisenbahnbrücke den Fluss. „Wenn ich als Kind mit dem Zug an der Burg vorbeifuhr, wusste ich, dass ich gleich zu Hause in Preußisch Holland bin“, sagt er. Bei meinen Eltern hängt ein Kinderfoto von ihm im Flur. Ein kleiner Knirps mit braunen Augen. Er trägt Schnürstiefel, eine kurze Hose, schwarze Strümpfe und einen Pullunder. Im Arm hält er seinen Teddy. Ich stelle mir vor, wie der Kleine im rumpelnden Zug auf der Holzbank kniet und zur Burg hinüberschaut.

Wir halten an einer großen Kreuzung, an einer charakterlosen Straße mit Supermärkten und Autohändlern. Malbork ist nicht besonders schön. Und doch ist da plötzlich ein warmes Gefühl, so wie wir hier nebeneinander im Auto sitzen. Marienburg und die Eisenbahnfahrten sind ferne Erinnerung, und doch gehören sie zu meinem Vater. Ich bin 1000 Kilometer von zu Hause weg in einer fremden Gegend, aber es fühlt sich vertraut an.

Von Marienburg fährt man eine knappe Stunde über Elbląg, Elbing, nach Pasłęk, Preußisch Holland. Kurz vor Elbląg steigt die Straße an. „Oberland“ nennt Papa die Hügel vor uns. Der Blick reicht weit hier. Das erste was man von Pasłęk sieht, sind der Kirchturm und das alte Stadttor. Kurz vor der Flucht 1945 hatte mein Urgroßvater Opa Haese die Familie eingenordet: „Wenn wir irgendwo hingehen, dann nach Schleswig-Holstein, da sieht es aus wie hier.“ Opa Haese war im ersten Weltkrieg in Kiel und Flensburg gewesen. Das sanft geschwungene Hügelland im Norden hatte ihn an die Heimat erinnert. Im März 1945 boxt sich die Familie dann tatsächlich nach Schleswig und nach Kappeln an der Schlei durch. Opa Haese hatte Recht. Die Felder von Pasłęk ziehen sich in leichten Wellen dahin, kleine Wälder, Knicks, wie dunkle schwarze Bänder die Alleen. Das Wellenland erscheint endlos. Der Himmel ist riesig, weiter noch als in Schleswig-Holstein. Schleswig-Holstein erscheint mir mit einem Mal furchtbar klein, fast eingezwängt zwischen Nord- und Ostsee. Hier müssen wir die Augen zusammen kneifen, um die Häuser am Horizont noch zu erkennen.

Als wir nach Pasłęk hineinfahren, schaue ich hinauf zu den Fassaden. Was ist alt, was blieb erhalten? Papa war schon dreimal in Pasłęk. Das erste Mal noch vor der Wende. Die Stadt war grau, das Dach des alten Stadttors eingefallen, die Stadtmauer löchrig. Diesmal ist es anders. Bagger rumpeln durch das Tor. Ein Pflasterer klopft mit dem Gummihammer Steine fest. Die Häuschen mit den Holländergiebeln sind frisch verputzt und gestrichen, nur einige wenige noch grau. Papa spekuliert darüber, wie das möglich ist. „Vielleicht EU-Gelder.“ „Eine Finanzspritze der Partnergemeinde Itzehoe.“ Einen Teil der Altstadt hatten Granaten 1945

fortgeblasen. In die Lücken hat man nach dem Krieg viereckige Wohnklötze gebaut. Es sieht aus, als hätte eine Riese in den Holländergassen Legosteine verloren. Aber selbst die sind frisch gestrichen.

Ein Stück außerhalb von Pasłęk liegt die Pension von Marek. In Mareks Garage steht ein schwerer SUV. Der Rasen hinter dem Haus ist raspelkurz und mit Golfbällen übersät. Als wir aussteigen, kommt ein sabbernder Bernhardiner herangetapst. „Bernie“, hören wir Marek rufen. Marek ist ein großer, schlanker Typ. Er trägt eine schnittige Gatsby-Mütze. „Guten Tag“, begrüßt Papa ihn auf Deutsch. Mir ist das ziemlich unangenehm. Ich hatte mit Marek auf Englisch hin- und hergemailt und schiebe schnell ein englisches „Hello“ hinterher. Marek antwortet auf Englisch und deutet aufs Nummernschild „RD“ – Kreis Rendsburg-Eckernförde: „Where is this?“ Irgendwo in Norddeutschland zwischen Hamburg und der dänischen Grenze, sage ich. Marek erzählt später, dass er eine Tischlerei in Indonesien mit 150 Mitarbeitern hat. Er importiert schwere, schwarze Möbel, Stühle, Landhaustische, Himmelbetten. Seine renovierte Pension ist voll davon. Vor dem Krieg war das Haus eine alte Bibelschule. Als Marek sie vor zehn Jahren kaufte, war sie völlig verrottet. Der kleine Glockenturm im Garten war eingeknickt. Zusammen mit Freunden hat Marek die Eichenpfähle und den Turm wieder aufgerichtet. Er zeigt uns stolz die Gedenkplatte aus Marmor, die daneben steht. Er hat einen schwülstigen Spruch, sein Gesicht und das seines Kumpels eingravieren lassen.

Wir haben Falträder dabei und radeln die Allee zurück nach Pasłęk. Jugendliche rasen mit ihren Polos, Golfs und Opel Omegas in einem Affenzahn an uns vorbei. Wenig später sehen wir am Straßenrand ein kleines Kreuz. Daneben liegen frische Blumen. Papa zeigt mir das Haus in der Juliusza Słowackiego, in dem er als Kind gewohnt hat. Es ist frisch in Quetschorange gestrichen. Das Dach ist rot gedeckt. „So gut sah es noch nie aus“, sagt Papa. Wir fahren zum alten Postamt, in dem Opa Haese gearbeitet hat und zur alten Schule, die damals „Adolf-Hiltler-Schule“ hieß. Papa ist Jahrgang 1937. Die ersten Jahre lebte er hier, bis sein Vater nach dem Überfall auf die Sowjetunion nach Thorn – Toruń – in Westpreußen versetzt wurde, an einen Luftwaffenstützpunkt. In den Ferien besuchte Papa in Preußisch Holland Oma und Opa.

An einer Kreuzung sehe ich das Straßenschild nach Frombork, Frauenburg. Der kleine Hafen an der Ostsee ist nur 40 Kilometer entfernt. Er liegt am Frischen Haff – wieder ein schwerer Name. Der eiskalte Winter 1945, die Flucht der Deutschen über das zugefrorene Haff nach Danzig, nach Gotenhafen. Die Bilder von langen schwarzen Trecks über das Eis, Pferdegespanne mit Koffern, Decken, Kindern. Die Fotografien, die Filme, immer ist alles in unwirklichem Schwarz-Weiß. Ich denke in schwarz-weiß. Jetzt möchte ich das wirkliche Haff sehen. Wir nehmen die Nebenstraßen. Wir fahren durch graue Dörfer, und wieder betrachte ich die Gegend: Was ist geblieben vom Alten? Die Weiler sind ärmlich. Ab und zu fahren wir an Gutshäusern vorbei. Viele sind bewohnt, manche verrottet. Den meisten sind Klinker aus den Wänden gefallen wie Zähne aus einem faulen Gebiss. Eine Kirche hat ein löchriges Dach. Einem kleinen Torhaus ist der Turm weggeknickt. Moos hat die Schindeln dick überwuchert. Ich verfluche den Krieg, die Aggression der Deutschen, die diese Landschaft verzockt haben, den Kommunismus, der mit seinem Hass auf alles Feudale die Schönheit hat verfallen lassen, nur um sich am Ende mir nichts, dir nichts in Luft aufzulösen. Selbst in den kleinsten Dörfern stehen Plattenbauten – Schulen, Wohnblöcke, aus denen Kohlenrauch qualmt. Die Dorfläden, die Skleps, erkennt man schon von Weitem. Es sind hässliche graue Würfel aus

Beton, vier Wände, ein plattes Dach. Jetzt wird mir klar, was Marek mit der Renovierung der Bibelschule geleistet hat.

In Frauenburg geht es steil bergab, hinunter zur Ostsee. Wir parken am Hafen. Hinter uns erhebt sich die mächtige Ordensburg – roter Klinker, spitze Türmchen mit grüner Kupferpatina. Doch der Stein interessiert mich nicht. Ich will ans Wasser und zur Nehrung hinüber schauen, der langen schmalen Landzunge draußen im Haff. Sie ist näher, als ich gedacht hätte. Fast kann man in dem dunkelgrünen Streifen einzelne Kiefern ausmachen. Im Winter 1945 flohen Hunderttausende über das Eis vor der Roten Armee. Ich bin mit Google Maps über das Haff geschwebt. Ich weiß, dass es dort drüben im Sommer Surfschulen und Beach-Partys und Cocktails gibt. Papa war mit Oma früher in der Sommerfrische dort. Damals wie heute legen die Dampfer in Frombork ab.

Die Luft ist salzig. Es riecht etwas nach Tang. Der Wind weht stramm und kalt übers Haff. Mein Magen rumpelt. Irgendwie hatte ich mir zuhause schon eine Infektion eingefangen. Trotzdem habe ich jetzt Hunger. Wir schlendern zurück zu einem kleinen Fischimbiss. „Ganz frische Fisch“ steht auf einem Holzschild. Am Fenster klebt eine Puppe mit polnischen Worten, dahinter die deutsche Übersetzung. Papa hatte vor Jahren an der Volkshochschule polnisch gelernt. Aber davon ist nichts mehr übrig. „Hering“ heißt „śledź“, aber nicht einmal Papa kann die apostrophierten Buchstaben mehr richtig aussprechen. Die ältere Dame hat Probleme uns zu verstehen. Mit einigem Kauderwelsch ordern wir vier Bratheringe und zwei Kaffee. Der Hering ist perfekt, aus der Pfanne, nicht aus der Friteuse. In Kappeln gibt es im Mai die Heringstage. Dann hängt der Fischbratduft über dem ganzen Hafen. Es riecht etwas nach Tang, und meist weht der Wind stramm und kalt über die Schlei. Wir essen Hering in Frombork und fühlen uns wie in Kappeln, abgesehen von dem daumendicken Kaffeesatz im Plastikbecher. Ich habe noch immer Hunger und bestelle noch zwei Heringe. Die Dame im Imbiss lächelt jetzt.

Am nächsten Morgen wollen wir nach Toruń weiterfahren, weiter nach Süden, wo Papa bis 1945 gewohnt hatte. Marek setzt sich zu uns an den Frühstückstisch. Seine Haushälterin hat Naleśniki gebacken, kleine fette Pfannkuchen mit Frischkäsefüllung. Marek schiebt den Teller zu uns herüber und nickt, „probiert mal, die sind typisch polnisch.“ Mein Magen rumpelt immer noch, und mir ist es unangenehm, dass ich nur einen Pfannkuchen schaffe. Ich zeige Marek auf der Digitalkamera die Bilder, die wir in Frombork und Pasłęk geschossen haben. „Warte mal“, sagt Marek, „was war das für ein Haus da eben?“ Es ist das quietschorange Haus, in dem Papa als kleiner Junge gewohnt hat. Marek schaut uns ungläubig an. „Verrückt, da habe ich bis zu meinem fünfzehnten Lebensjahr gewohnt“, sagt er. „Im Erdgeschoss. Kennst du noch den Kriechkeller?“, fragt er meinen Vater. Papa ist völlig geplättet. Nein, er hat im ersten Stock gewohnt; da, das Eckfenster. „Außerdem war ich noch zu klein.“ Wir lächeln uns an. Für einen Moment sagt keiner etwas. Marek bittet uns, vor der Abfahrt noch etwas ins Gästebuch zu schreiben. Ich schreibe irgendetwas davon, dass man sich heutzutage nicht mehr als deutsch oder polnisch, sondern als Europäer fühlen sollte. Und dass es wunderbar ist, dass wir heute frei reisen können. Als die Seite vollgeschrieben ist, denke ich, dass ich etwas zu dick aufgetragen habe und dass das allzu sehr nach Völkerverständigung klingt. Eigentlich weiß ich gar nicht, was ich fühlen soll oder denken darf. Marek ist Jahrgang 1960, Papa 1937. Beide sind in Pasłęk geboren, oder in Preußisch Holland. Jetzt essen sie gemeinsam Naleśniki.

Mareks Handy klingelt, er muss los in sein Büro nach Elbląg, und wir wollen weiter nach Toruń. Vielleicht, denke ich, geht die Geschichte hier irgendwann weiter, wenn ich mit meinen Söhnen nach Paszék komme.

Papa ist am 16. Januar 2014 gestorben.



*Manfred Schröder am Ortseingang von Osiek (Hermsdorf), seinem Geburtsort.
September 2010*